Diese verfluchte Bude

Ein Fluch wäre eine einfache Erklärung. Doch hinter den leeren Räumen eines Herner Kiosks in Unser Fritz stehen viele offene Fragen.

Charlotte Schneider



Innerhalb weniger Monate wechselte die Bude an der Sternstraße mehrfach den Betreiber. Optik: Sascha Kertzscher / Foto: Olaf Fuhrmann

Herne. Ich sah aus, wie jede Bude eben aussieht. Jetzt bin ich nur noch ein Raum. Die Tür aus heller Eiche steht offen, als wäre gerade jemand hinausgelaufen. Auf meinem grauen Boden liegt in den Ecken etwas Putz verstreut. Meine Wände haben ein paar Macken, die jemand mit matter Farbe auszubessern versucht hat. Mehr ist von mir nicht übrig geblieben – außer den großen roten Buchstaben, die noch auf dem Schaufenster kleben: „Späti am Kanal“.

Trotzdem könnte man denken, ich sei verflucht. Ich stehe an der Sternstraße in Unser Fritz. Bei der letzten Ratswahl haben hier rund 30 Prozent die AfD gewählt. Das ist erst einmal eine Zahl. Mehr nicht. Meine letzten Besitzer haben mich schnell verlassen. Der letzte Kioskbetreiber ging nach wenigen Monaten. Dass er damals mit dieser Redaktion über die AfD gesprochen hat, bereut er, sagt er. Er habe alles gegeben, immer geöffnet gehabt. Aber die Leute seien trotzdem nicht zu mir gekommen. „Meine Zeit, mein Geld“, sagt er nun, habe er an mich verbrannt.

Aber sind es wirklich die Menschen hier, die mich scheitern ließen? Oder liegt es an mir selbst, an meinem Standort in einer Nebenstraße von Unser Fritz? Oder daran, dass Kioske es heute einfach schwerer haben als früher?

Ab und zu zieht feiner Sprühregen aus den grauen Wolken über mich hinweg. Vor mir sind nur wenige Menschen unterwegs. Vereinzelt kommen sie wohl von der Arbeit, steigen aus ihren Autos und schlagen die Türen zu.

Einige haben digitale Klingeln, die die Bewohner auch erreichen, wenn sie gerade nicht zu Hause sind. So kann man trotzdem mit ihnen sprechen. Doch mehr Glück hat man bei denen, die nur kurz den Müll hinausbringen oder eigentlich schnell loswollen – und dann doch noch ein wenig bleiben.

Früher, sagt ein Anwohner, habe eine Frau den Kiosk betrieben – und das 30 Jahre lang. Davon erzählen auch andere. Damals sei das Geschäft einfacher gewesen, weil sich in der Nähe die Dannekamp-Grundschule befunden habe. „Da war es immer voll, viel zu tun mit den Schulkindern“, erzählt Anwohner Bodo Kreis.

Der 72-Jährige erinnert sich auch an die letzten Betreiber. Über einen von ihnen habe es ab und zu Beschwerden gegeben, vor allem wegen des Boxautomaten. Der letzte Betreiber „war aber immer nett und freundlich. Hat auch morgens Brötchen geholt. Hatte mit dem kein Problem.“ Als ein Nachbar stürzte, habe der Betreiber einen Rettungswagen gerufen. Davon erzählen im Nachhinein auch mehrere Anwohnerinnen und Anwohner.

„Hier ist eine tote Ecke jetzt“, sagt Kreis. „Weniger Schulkinder.“

Mehrere Anwohnerinnen und Anwohner berichten von Beschwerden über Lärm und „jugendliche Gruppen“, die sich vor mir aufgehalten haben sollen. Auch Ordnungsamt und Polizei seien deshalb gekommen. Auf Nachfrage der WAZ können Stadt und Polizei diese Schilderungen jedoch nicht bestätigen.

Ein anderer Anwohner öffnet die Tür, zögernd. Er habe selbst eine Migrationsgeschichte und verstehe, was der letzte Betreiber mit „Alltagsrassismus“ gemeint habe. Dass dieser den Kiosk aufgegeben hat, überrascht ihn nicht.

„Ich muss jeden Tag etwas ignorieren“

Sein Name ist der Redaktion bekannt. In der Zeitung möchte er ihn aber nicht lesen. Als „Ausländer“ habe man es hier schon schwer genug, sagt er. Viele hielten sich deshalb zurück.

Menschen wie er lebten schon lange hier, sagt der Anwohner. Sie hätten sich „angepasst“, wie er es nennt, und kenn(t)en die Regeln. Der Mann ist in Deutschland geboren, „kurdischer Abstammung“, wie er erzählt. Trotzdem werde er immer wieder als Fremder wahrgenommen, sagt er.

„Die sagen: Integriert euch. Aber mehr geht ja nicht. Ich habe hier mein Leben aufgebaut. Ich kann gut Deutsch.“ In ein Nebenhaus seien vor einiger Zeit Menschen „arabischer Herkunft“ gezogen. Danach habe es viele Konflikte gegeben. Es sei um falsch abgestellten Müll gegangen, Nachbarn hätten Fotos gemacht, auf der Straße sei geschrien worden.

Dabei hätten die neuen Nachbarn wahrscheinlich einfach nicht die Müllentsorgungsregeln gekannt, vermutet er. Inzwischen seien viele der neuen Bewohner wieder ausgezogen. Doch der Ort, wo der Kiosk steht, habe dadurch einmal mehr als „Problemecke“ gegolten. Auch er selbst habe seinen „Senf abbekommen“.

Menschen würden pauschal beurteilt: „Wenn ein Ausländer etwas angestellt hat, waren es alle.“ Obwohl er seit zehn Jahren hier lebe, grüßten ihn manche Nachbarn bis heute nicht. „Das macht eine Narbe. Ich muss jeden Tag etwas ignorieren. Sonst muss ich reagieren. Dann bin ich der Buhmann.“

Bin ich, die Bude an der Problemecke, ein Einzelfall? Oder verschwinden immer mehr Kioske wie ich? Das lässt sich schwer herausfinden. Kioske haben keine eigene Lobby. In Statistiken und Verbänden fallen sie unter Kleingewerbe – ebenso wie Schneidereien oder Coaching-Angebote. Eine breite Kategorie, die wenig über uns Buden verrät.



„Simsar‘s Kiosk“ – einer von vielen Namen, die die Trinkhalle an der Sternstraße im Laufe der Zeit trug. Christof Köpsel / FFS



„Kiosk am Kanal“ – ein weiterer Name, unter dem die Bude in Unser Fritz betrieben wurde. Louisa Regelmann



Alexander Röhm von der TU Dortmund untersucht das Phänomen Kiosk im Ruhrgebiet. Moritz Hölzer / TU Dortmund

Alexander Röhm hat zumindest für Dortmund eine Antwort. Der 40-Jährige forscht an der TU Dortmund über Kioske im Ruhrgebiet. „Wir haben die Kioske in Dortmund gezählt und die Zahlen von 2019 mit 2024/25 abgeglichen, um dem Mythos des Kiosksterbens näherzukommen. Wir können ihn mit den Zahlen eigentlich widerlegen. In der Zeit sind es mehr Kioske geworden“, erklärt er.

In Dortmund also kein Kiosksterben. Unterm Strich gebe es in Dortmund rund 35 Kioske mehr, sagt Röhm. Selbst in abgelegenen Stadtteilen, in denen man kaum Betrieb vermute, verstecke sich noch eine Bude in einem Wohnhaus. Röhms Forschungsprojekt heißt „Bude Inklusiv“. „Wir sind damals relativ unbedarft an dieses Projekt herangekommen. Der Universitätsverbund im Ruhrgebiet hat ein Nachwuchsförderprogramm, bei dem man mit anderen Nachwuchswissenschaftlern an einem möglichst unbekannten Thema arbeitet.“

Über Buden wie mich ist also wenig bekannt. Dabei könnten wir für Menschen, die nach Deutschland kommen, mehr sein als ein Geschäft. Röhm formuliert es so: „Eine unserer Thesen ist, dass Kioske ein Ankunftspunkt für Menschen sind, die nach Deutschland migrieren. Sie erkennen: Hier ist jemand, der meine Sprache spricht, der mir weiterhelfen kann, oder ich finde hier Produkte aus meiner Heimat. Das kann ein Ankommenspunkt sein, der den nächsten Schritt in die Stadtgesellschaft ermöglicht.“

Röhm unterscheidet grob drei Typen von Kioskbetreibern. Die einen hängen an mir, sehen mich als ihr Baby. Für andere bin ich eine Durchgangsstation: Sie wollen irgendwann etwas Größeres betreiben, etwa ein Restaurant. Wieder andere übernehmen eine Bude am Ende ihres Erwerbslebens. So unterschiedlich ihre Motive sind, prekär seien die Arbeitsbedingungen für alle drei Gruppen.

Kioske kämpfen mit Konkurrenz, wenig Gewinn und Vorurteilen

Hinzu kommt der Ruf, der an einer Bude haften kann. „Das Kriminalitäts-Framing ist die größere Herausforderung. Natürlich wird es auch schwarze Schafe geben, aber die gibt es bei Imbissbetreibern ebenso. Früher waren es die italienischen Eisdielen, die so stigmatisiert waren. Keine Branche ist davon frei. Aber darunter leiden die Betreiber“, sagt Röhm.

Auch meine Betreiber wurden nicht immer auseinandergehalten. Manche Anwohner verwechseln sie und schreiben Erinnerungen dem falschen zu.

Auch wirtschaftlich haben es Buden wie ich schwer. Zigaretten und Pakete brächten kaum Geld, sagt Röhm, lockten aber Kunden zu mir. Geld verdienten Kioske eher mit hochprozentigem Alkohol und größeren Mengen Bier und anderen Getränken. Zugleich machten ihnen Supermärkte mit längeren Öffnungszeiten Konkurrenz.

Für viele Betreiber erschweren Sprachbarrieren den Umgang mit der aufwendigen Bürokratie. Manche fühlen sich deshalb vom Ordnungsamt regelrecht drangsaliert: „Die sprachliche Barriere ist manchmal der Grund, warum Betreiber nicht verstehen, gegen welche Auflagen sie verstoßen haben.“

Und dann sind da die Anfeindungen gegen Betreiber mit Migrationsgeschichte. Röhm beschreibt vorsichtig den Eindruck, dass manche Betreiber auch untereinander zwischen „guten“ und „schlechten“ Ausländern unterscheiden. Teilweise werde dabei AfD-Rhetorik übernommen: Die ehrbaren Betreiber dürften bleiben, die anderen könnten das Land verlassen.

„Wenn ich meinen Kiosk ehrlich und nach deutschen Tugenden betreibe, habe ich vielleicht nichts zu befürchten, so die Logik.“ Doch auch ein solcher Ruf schütze nicht unbedingt vor Anfeindungen.

Mein Kapitel als Kiosk ist vorerst geschlossen. Ob eine andere Strategie, mehr Durchsetzungsvermögen oder ein anderer Ruf mich noch erfolgreich machen könnten, werde ich wohl nicht mehr erfahren. Meine Eigentümer haben etwas anderes mit mir vor: Ich soll „Wohnraum“ werden. Sie prüfen, ob das möglich ist. Wenn alles passt, wollen sie noch in diesem Jahr einen „Nutzungsänderungsantrag“ bei der Stadt einreichen.

Ein Fluch wäre einfacher. Dann gäbe es einen Grund, auf den man zeigen könnte. Stattdessen gibt es viele, und keiner reicht allein. Während es in Dortmund mehr Buden gibt, bleiben meine Türen geschlossen.

Vielleicht steht bald ein Sofa dort, wo meine Theke stand. Vielleicht werde ich die erste eigene Wohnung eines Menschen. Oder das Zuhause einer Familie, die ihr erstes Kind nach Hause bringt und sich Jahre später über Hausaufgaben streitet.

Dann sehe ich nicht mehr aus wie eine Bude. Sondern wie ein Anfang.